

Schwarzwälder Tageszeitung

„Aus den Tannen“



Amtsblatt des Kreises Calw für Altensteig und Umgebung — Heimatzeitung der Kreise Calw und Freudenstadt

Wagnis: Monatlich 3. Post A 1.20 einchl. 18 J. Beförd.-Geb., 30 J. Zustellungs-Geb.; d. Ag. Nr. 1.40 einchl. 20 J. Ausrüstungs-Geb.; Einzel-Nr. 10 J. Bei Nichterschienen der Ztg. inf. hoch Gewalt über Verleumdung b. steht kein Anspruch auf Lieferung. Drahtanschrift: Tannenblatt, Fernruf 321

Anzeigenpreise: Die einseitige Millimeterzeile oder deren Raum 5 Pfennig, Zeit- und Wiederholungs- oder Mengenabzuschlag nach Preisliste. Erfüllungsort: Altensteig. Gerichtsstand: Nagold.

Kammer 3

Altensteig, Mittwoch, den 5. Januar 1944

67. Jahrgang

Zur Lage

Das deutsche Volk an allen seinen Fronten ist in dem Bewußtsein über die Schwelle des neuen Jahres getreten, daß zu den bisherigen Belastungen und schweren Opfern der vergangenen vier Jahre nun die größten, aber gewiß auch die Entschiedensten in sich tragenden Anstrengungen zu leisten sind. Die Aufgabe des Führers an das Volk und an die Wehrmacht deutet sich einmal mit aller Ausführlichkeit das kritische Jahr 1944. Da fällt von manchen in der zusammenfassenden Deutung Adolf Hitlers der letzte Schläger.

So sehr die einzelnen militärischen und politischen Phasen des abgelaufenen Jahres in ihren Krisen und Ueberwindungen dargestellt sind, um so eindringlicher bleibt die Proklamation beherrscht von der großen Konzeption des Kampfes selbst. Die Auseinandersetzung mit England als die Ursache und auch das Ziel erscheint durch die Ereignisse, durch den Feldzug mit dem Bolschewismus, durch die Gegenwehr gegen den aggressivsten Koalitionsempirialismus, nur noch vertieft. In diesem politischen Bild des Krieges erhebt sich über alle Befürchtung und Schwere der Schlachtfelder die sich anbahnende weitpolitische Entscheidung, die Englands unaufhaltsamen Niedergang bedeutet. Die Zusammenhänge zwischen dem Rückzug an der Ostfront und dem politischen und militärischen Verrückten in Italien sind nun offensichtlich geworden, nachdem Adolf Hitler sie in Beziehung zu der Sicherung des europäischen Raumes gesetzt hat, die in den vergangenen Monaten notwendig geworden war. Die harten Notwendigkeiten von 1943 verbinden sich hier unmittelbar mit den Vorbereitungen und Bereitstellungen für 1944. Die Realität der seit langem geplanten feindlichen Landungsaktionen, gleich in welchem Teile Europas, gewinnen andere Bedeutung, wenn man hört, daß die Sicherungsaktionen im italienischen Raum als abgeschlossen zu gelten haben, daß der Kampf gegen das Bandenwesen im Südsüden zu nahezu vollständigen Erfolgen geführt hat, daß die Aufstellung neuer Armeen und Verbände überall nachgeholt worden ist. Die Männer der Ostfront werden es mit Genugtuung vernommen haben, wie der Führer immer wieder die notwendigen Umgruppierungen dieser Art als das, besondere und nicht hoch genug zu schätzende Opfer der Ostfront dargestellt hat.

Aber auch dem völlig veränderten Verhältnis von Front und Heimat hat Adolf Hitler in dieser Phase des Krieges, da der Luftterror ein entscheidendes Element der britisch-amerikanischen Kriegsführung geworden ist, sehr wesentliche Sätze gesprochen. Das größte Opfer, das der Soldat bringen, sei heute nicht mehr schwerer, als das, was in Deutschland selbst von Frauen und Kindern gefordert werde. Die riesigen Einbußen und Verluste an Menschen, Gut und Gut und den vielen kleinen Anabwürfungen des Lebens stehen groß am Ende des Jahres vor uns als die Verpflichtung, den Sieg, wie Adolf Hitler sagte, „mit aller Konsequenz und allen Mitteln“ an uns zu liefern. Er sprach eine sehr klare Erfahrung dabei aus, die für den Kampf von morgen von sehr großer Bedeutung sein wird: „Wenn Millionen Menschen nichts mehr ihr eigen nennen, was sie verlieren können, haben sie nur noch etwas zu gewinnen.“ Das ist ein Wort an die Feinde, das in der Tat heute den nicht zu brechenden Kampfwillen von Millionen bewegt. Es wurde militärisch kommentiert mit dem einzigen kleinen Satz: „Im übrigen wird die Stunde der Vergeltung kommen.“

Die Aufgaben von morgen ergeben sich wie nie zuvor aus den riesigen Vorgängen der vergangenen Monate. Das Problem des Ostens bedarf keiner neuen Erklärungen. Der Bolschewismus hat sein Ziel trotz einer Offensive, die nun ein halbes Jahr andauert, nicht erreicht. „Es war notwendig“, so sagte der Führer, „unter allen Umständen die drohende russische Offensive noch im Sommer auszulösen, um ihre Kraft vor dem Eintritt des Winters so weit als möglich zu verbrauchen.“ Nach den Erfahrungen dieser vergangenen sechs Monate kann da die weitere Erklärung hinzugefügt werden, daß der bolschewistische Versuch, den Einbruch nach Europa, wenn er in diesem gigantischen Feldzug nicht gelungen ist, „abermals und endgültig scheitern wird.“

Der Blick von dem blutigen Ringen an der Ostfront schweift dann weiter zu der großen westlichen Landschaft des Krieges überhaupt. Das Jahr 1943 war auch ein Jahr, in dem sich „notübergebend die Waagschale der technischen Erfindungen zu Gunsten unserer Feinde geneigt haben mag“. Nun aber wird nach den Feststellungen des Führers das Gleichgewicht der technischen Waffen ebenfalls wieder hergestellt werden. Nicht zum wenigsten findet das scheinbare Abflauen des U-Boot-Krieges in der Bemerkung Adolf Hitlers seine Erklärung, daß es auf einer einzigen technischen Erfindung des Gegners beruht habe: „Sie auszuscheiden sind wir nicht nur im Begriff, sondern wir sind überzeugt, daß dies auch in kürzester Frist gelungen sein wird.“

Auf dem Hintergrund der vielen schweren Kämpfe und Belastungen des vergangenen Jahres erwächst aus der Ueberschau des Führers gewissermaßen der militärische Aufmarsch für das Jahr, in das wir nun hineingetreten sind. In ihm sind keine Millionen am Werke. Es wird sehr hart sein, aber es ist die Aufgabe dieses Jahres, die Verluste der reinen Verteidigung wieder zu überwinden und dem Gegner mit schweren Schlägen so lange zuzusetzen, bis endlich die Stunde kommt, da die Befreiung dem Volke den Sieg geben wird, das ihn am meisten verdient. Der Reichsführer H. Himmler hat die gleiche Parole für dieses Jahr mit dem Worte Friedeich des Großen umrissen: „Wir werden uns so lange herumschlagen, bis unsere verfluchten Feinde sich zum Frieden bequemen.“

Der Aufmarsch für dieses Jahr ist vollzogen. Es trägt, wie

Die Winterschlacht im Osten tobt weiter

Bei Shtomir bisher 355 und bei Witebsk 654 Sowjetpanzer vernichtet

DRS Berlin, 4. Januar. Bei hartem Tauwetter, das die zum Teil noch sehr vereisten Straßen und Wege langsam wieder in tiefen Morast verwandelt, hielt die Winterschlacht im Kampfgebiet von Shtomir auch am 3. Januar mit unverminderter Härte an. Im südlichen Abschnitt führten die Sowjets an einer Stelle sieben von Panzern unterstützte Angriffe in Regimentsstärke, die in schweren wechselvollen Kämpfen unter Abschluß von sieben Panzertankwagen abgewiesen wurden. Südwestlich davon fielen mehrere deutsche Panzertankgruppen die nach Süden vorrückenden Angriffsspitzen des Feindes an und fügten ihnen empfindliche Verluste zu. Von 20 den feindlichen Vorstoß begleitenden Panzern schossen unsere Truppen 14 ab. Gegen den Nordteil der südlich Shtomir gelegenen Stadt Berditschew unternommene sowjetische Vorstöße wurden ebenso zurückgeschlagen wie ein Panzervorstoß nördlich der Stadt. Weitere Angriffe des Feindes westlich Shtomir wehrten unsere Truppen unter Vernichtung von elf Panzertankwagen ab. Im Raum von Shtomir verloren die Sowjets am 3. Januar insgesamt 35 Panzertankwagen, wozu sich die Zahl der hier vernichteten Sowjetpanzer auf 355 erhöht.

Im Raum von Witebsk kam es wieder zu heftigen Kämpfen mit den zu neuen Angriffen angetretenen feindlichen Verbänden. Südöstlich der Stadt blieben die Sowjets an mehreren Stellen nach harter Artillerievorbereitung mit Kampfgruppen bis zu Bataillonsstärke vor. Unter Abriegelung zweier örtlicher Einheiten wiesen die deutschen Truppen diese Angriffe, teils im Gegenstoß, zurück und erzielten bei einem eigenen Vorstoß eine wesentliche Verbesserung ihrer Stellung. Auch nordwestlich Witebsk schlugen unsere Grenadiere mehrere Angriffe des Feindes ab, doch sind hier noch schwere Kämpfe im Gange. Der schon seit dem Neujahrstage laufende Angriff deutscher Jäger führte zu wechselvollen, den ganzen Tag über anhaltenden Kämpfen um eine Ortschaft, die in den Morgenstunden des 3. Januar genommen werden konnte. Die sofort von drei Seiten einsetzenden und von Panzern unterstützten feindlichen Gegenangriffe hatten zunächst keinen Erfolg. Gegen Mittag unternahm die Sowjets dann mit härteren Kräften einen weiteren von 15 Panzern begleiteten Angriff und zwangen die Verteidiger, sich auf die Höhen südwestlich des Ortes abzusetzen, wo sie den Vorstoß des Feindes zum Stehen brachten. Im Gegenangriff drangen unsere Jäger am Spätnachmittag jedoch wieder bis an den Südrand des Ortes vor. Die Kämpfe hielten bis in die Nacht hinein an. Im Raum von Witebsk wurden am 3. Januar insgesamt 21 Sowjetpanzer abgeschossen, so daß hier seit Beginn der Schlacht

nunmehr 654 feindliche Panzer vernichtet worden sind.

Trotz der ungünstigen Wetterlage griffen unsere Luftwaffenverbände laufend in die Kampfhandlungen des Frontes ein. Die feindlichen Angriffsspitzen im Raum südlich Shtomir sowie sowjetische Bereitstellungen von Panzern und Fahrzeugen wurden mit Bomben belegt.

In der Nacht zum 4. Januar war der Nachschubverkehr des Sowjets zwischen Kiew und Shtomir sowie östlich Kiew das Ziel unserer Kampfflieger, die mehrere Züge und Bahnhofsanlagen schwer beschädigten. Kampf- und Schichtflugzeuge griffen bolschewistische Truppenansammlungen im Raum von Kertsch mit Bomben und Bordwaffen an und fügten ihnen hohe Verluste zu. Im Raum nördlich der Krim wurden feindliche Kolonnen durch ständig wiederholte Angriffe von Schichtflugzeugen aufgerieben.

Deutsche U-Bootfolge im Atlantik

DRS aus dem Führerhauptquartier, 4. Januar.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Im Südteil der Ostfront, bis südlich Kiew, verlief der Tag bei örtlicher Kampftätigkeit im allgemeinen ruhig.

Im Kampfraum von Shtomir greifen die Sowjets weiterhin mit starken Kräften an. Sie erlitten durch die zähe Abwehr und die schwingenden Gegenstöße unserer Truppen hohe Verluste. Eine größere Anzahl sowjetischer Panzer wurde dabei vernichtet. Bei Witebsk wurden erneute feindliche Angriffe abgewehrt. Nordwestlich der Stadt drangen deutsche Jäger trotz zäher Widerstandes und mehrfacher mit Panzerunterstützung geführter feindlicher Gegenangriffe weiter vor.

Nordwestlich Kiew liefen unsere Truppen sowjetische Angriffe ab.

Von der süditalienischen Front werden keine besonderen Ereignisse gemeldet.

Im Mittelmeerraum und in den besetzten Westgebieten wurden gestern in Luftkämpfen und durch Flakabwehr 16 britisch-nordamerikanische Flugzeuge abgeschossen. Ein deutsches Jagdflugzeug wird vermißt.

In der vergangenen Nacht haben einige feindliche Störfluggeschosse nach Westdeutschland ein.

Bei der Fortsetzung ihrer Angriffe gegen die feindlichen Sicherungsstellungen im Atlantik versenkten unsere U-Boote gestern zwei Zerstörer. Damit verlor die britisch-nordamerikanische Flotte in den letzten zehn Tagen durch U-Boote insgesamt 21 Zerstörer.

Einheitliche Lenkung des Kriegseinsatzes der Jugend

Anerkennung der Kriegsarbeit der Hitler-Jugend durch die Reichsregierung

DRS Berlin, 4. Januar. Der Ministerrat für die Reichsverteidigung hat mit Wirkung vom 11. Dezember 1943 eine Verordnung erlassen, nach der der Reichsjugendführer der NSDAP beauftragt ist, die Verwendung der deutschen Jugend für zulässige Kriegsaufgaben neben Schule und Beruf einheitlich zu lenken. Unter diesen Kriegsaufgaben neben Schule und Beruf ist der gesamte Kriegseinsatz der Jugend zu verstehen, den die Hitler-Jugend schon seit vier Kriegsjahren nach den jeweiligen Erfordernissen geleistet hat.

Unmittelbar mit Kriegsbeginn übernahm die Jugend die Pflichten, die ihr im Rahmen der Kriegsanstrengungen der Heimat zufielen, und erhielt mit wachsender Kriegsdauer weitere Aufgaben zugewiesen. Zu erinnern ist nur an den Ernteertrag, die Nachbarschafts- und Geschichtshilfe, den Einsatz im Verkehr, die Soldatenbetreuung, an die Schnellkommandos der Polizei, die Feuerwehrcorps, den Einsatz bei den Bekleidern, bei der Wehrmacht, in den Fabriken und nicht zuletzt im Luftschutz der vom Bombenterror bedrohten Gebiete. Was unter diesem Begriff „Kriegseinsatz“ als einmalige Leistung spontan aus dem Leben und der Erziehung der Jugend herauswuchs, findet nun mit der genannten Verordnung seinen gesetzlichen Niederschlag und damit die Anerkennung durch die Reichsregierung. Die Zuständigkeit des Reichsjugendführers der NSDAP und Jugendführers des Deutschen Reiches für den Einsatz der Jugend außerhalb von Schule und Beruf wird bekräftigt und zugleich die gesetzliche Voraussetzung einer planvollen Steuerung geschaffen.

In Würdigung der bisherigen Ergebnisse des Kriegseinsatzes ist die Verordnung entstanden. Die kommt in erster Linie der Jugend selbst zugute. Es kann nun vor allem sichergestellt werden, daß eine Ueberbeanspruchung einzelner, besonders einseitig bereiteter Jungen und Mädchen oder ganzer Einheiten vermieden wird und eine möglichst gleichmäßige Verteilung der anfallenden Aufgaben auf alle zur Verfügung stehenden Jugendlichen erfolgt.

Der Reichsjugendführer der NSDAP und Jugendführer des

Deutschen Reiches erhält die Möglichkeit, alle einschneidenden Fragen des Kriegseinsatzes, wie etwa die der Befolgung, Bekleidung und Verpflegung, einheitlich zu regeln, so daß ungerichtete Unterschiede in regionaler Hinsicht oder zwischen den einzelnen Einsatzarten beseitigt werden. Die Verordnung hat also mit Rücksicht auf die Jugend selbst ausgesprochenen Charakter. Durch den Kriegseinsatz sollen Schulunterricht und Berufsausbildung nicht beeinträchtigt werden. Die ausnahmsweise Heranziehung von Jugendlichen während der Schulzeit bedarf der Zustimmung des Reichserziehungsministers oder der zuständigen Schulaufsichtsbehörde. Die Verordnung erklärt weiterhin ausdrücklich, daß die Zuständigkeiten des Generalbefehlshabers für den Arbeitseinsatz unberührt bleiben. Von der Regelung der Verordnung sind Heranziehungen der Jugend auf Grund des Wehrdienstpflichtigen und des Luftschutzes ausgeschlossen.

„Die schlimmsten Stunden stehen noch bevor“

Britische Warnungen vor Optimismus

DRS Genf, 4. Januar. Die meisten Londoner Blätter verurteilen in ihren Vorkritikeln das neue Jahr zu überblenden und können sich dabei nicht Worten erster Warnung an die britische Öffentlichkeit enthalten. So schreibt die „Times“, in verschiedener Hinsicht sei es heute für die Engländer schwieriger als 1940, sich dem Gebot der Stunde gewachsen zu zeigen. Die britischen Soldaten lebten in der Tat nicht unter der Einbildung, daß das neue Jahr für die Alliierten militärisch leicht werde. Sie wählten nur zu gut, daß die schlimmsten Stunden und vor allem der Höhepunkt des Krieges noch bevorzögen. Den. Niemand, auch nicht der englische Feind, dürfe der gefährlichen Versuchung zum Opfer fallen, in seiner Kraftanstrengung nachzulassen und zu glauben, der Endsiege sei für die Anglo-Amerikaner bereits so gut wie errungen.

Gefährliche Vorstellungen seien im englischen Volk im Umlauf, bemerkt das Labour-Blatt „Daily Herald“. In der breiten Masse glaubten nämlich viele, die zweite Front brauche nur errichtet zu werden, um unmittelbar zum Kriegsende zu führen. Es wäre besser, man nehme an, daß mit der Schaffung dieser zweiten Front der Krieg für die Alliierten überhaupt erst beginne, denn die gigantischen Schwierigkeiten und gefährlichen Operationen, die man zur Zeit unter dem Begriff zweite Front zu verstehen habe, unterlägen allen den Zufälligkeiten des Krieges. Niemand dürfe sich erlauben, man werde mit dem Erfolg haben.

man überall in der Welt unmissverständlich spürt, die Elemente der Entscheidung in sich. Das deutsche Volk und die mit ihm kämpfenden Staaten und Völker sind gewiß, daß in ihm alles herbeigeholt werden muß, was die Kraft des Menschen überhaupt zu leisten vermag, aber sie sind sich nunmehr gleichzeitig bewußt, daß von Führung und Truppe alle Vorbereitungen getroffen sind, diese Entscheidung zu erzwingen. (DRS)

Der Schicksalskampf ohne Gleichen

Von Hansleiter Fritz Sandel, Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz

Wsk Die Unmöglichkeit, ja fanatische Schmach nach Vernichtung des Ideals der sozialistischen Gerechtigkeit bedrückt das Denken und Trachten der vielen hundert Millionen der heute lebenden, schaffenden, ringenden und kämpfenden Europäer. Dieses höchste Ideal aller ehrlich schaffenden Menschen verweigert, seine kraftvolle und vorbehaltslose Durchführung verhindert, ja, es auf das Brutalste verweigert und ins Gegenteil verkehrt zu haben, ist die weltgeschichtliche, nur dem Fluche Klagschmerz vergleichbare ewige Schuld der Verantwortlichen des Versalleser Besessenen von 1918 bis 1933.

Sie haben nicht nur die damals angeblich militärisch besiegten Völker der Mittelmächte, sondern auch ihre eigenen Völker wegen ihrer trügerischen Versprechungen und verfolgten Schwärmen in den Abgrund der kapitalistisch-jüdischen Weltwirtschaft gestürzt, d. h. in das Chaos der ungerechten und hemmungsfreiesten plutokratischen Ausbeutung, in das hoffnungslose Elend, in die größte Arbeitslosigkeit aller Zeiten und vor allem, als sie dann nicht mehr aus noch ein wußten, in diesen ungeheuerlichen Weltkrieg.

Die Atlantik-Charta, Casablanca, Kairo, Teheran beweisen auch heute: so viele Konferenzen, so viele Schwüre werden den Völkern belagungsgeben und wieder gebrochen. Dort aber, wo die traditionellen Kräfte der Kultur und Zivilisation des Abendlandes die furchtbare Nacht der Weltjudentums überhaun nicht mehr zu hemmen vermochten, verdrängte, dem Ende des jüdischen Weltmordes entsprechend, der lastenstumpferliche Verbrecher und Mordmenschen — unterstützt durch die plutokratisch-jüdische Hochfinanz —, das seit Bestehen der Menschheit an Brutalität, Bestialität und Schrecken ohne Beispiel geklebene Terror- und Blutregiment des Bolschewismus.

Dieser Bolschewismus verkörpert das diametrale Gegenteil sozialistischer Gerechtigkeit. Sein Regime ein soziales zu nennen, ist die höchste Fälschung der Geschichte und die tollste Lüge gegenüber der lebenden Menschheit und zugleich das größte Verbrechen an den verrottenen Opfern. Der Bolschewismus bedeutet in Wahrheit das Ende jeglicher empfortretender Kultur und somit die Hölle auf Erden.

Unsere heutige Zeit ist aus diesem Grunde die Periode des gewaltigsten Entschleissungskampfes der Weltgeschichte zwischen dem Prinzip der sozialistischen Gerechtigkeit und dem der erbarmungslosesten Verflämung der Menschheit.

Unsere heutige Epoche ohne Gleichen läßt uns den Entschleissungskampf zwischen Gut und Böse innerhalb der Menschheit als lebendige und einmalige Zeugen erleben. Unendlich tragisch ist, daß die betrogenen Engländer usw. nicht ahnen, in welcher furchtbaren Dienst sie stehen und wofür sie und für wen ihre Völker bluten und leiden.

Dieser epische Kampf hat alle Europäer unumkehrlich in seinen Bann gezogen. Er ist für sie alle schicksalbestimmend und zukunftentscheidend geworden. Er wird die Nationen unserer Erde zum Zwecke der Erfüllung ihrer höchsten gemeinsamen kontinentalen Verpflichtungen zusammenführen und zusammen schmelzen. Denn das Leben der Völker Europas ist durch die allwöchentliche Katastrophe des Westens und durch den östlichen bolschewistischen Nihilismus ebenso auf das höchste bedroht wie ihre Ehre, Freiheit und ihre Menschwürde.

Im Bereich der Weltbeherrschung des Judentums sind die allgemeinen Menschenrechte ebenso unentbehrlich wie die Grundzüge einer sozialistischen Gerechtigkeit. Diese jüdische Weltbeherrschung muß um jeden Preis verhindert werden! Die heiligen Güter aller europäischen Nationen stehen somit auf dem Spiel!

Die kulturgeschichtlichen Kräfte der Menschheit unseres Kontinents müssen erkennen, wenn der ewige Jude triumphieren möchte, die kulturellen Quellen der schönen Künste und der Wissenschaften würden versiegen, der Fortschritt würde sich zum Rückschritt vermandeln, das unendlich reiche und mannigfaltige europäische Leben würde erstarben, die Millionenmassen ehrlich schaffender Arbeiter der Erde und der Faust aber würden dem grauamsten Elend und dem Dahinsinken verfallen.

Es ist in Wahrheit nicht möglich, die Gefahren, die Europa bedrohen, zu überstreichen. Die Überwindung dieser Gefahr ist die höchste Mission jedes Mannes, der das Schicksal aller europäischen Völker genau so wie das seines eigenen deutschen Volkes auf seinen Schultern trägt, weil ihm die Befreiung dazu anvertraut hat.

Er, der lebende unbekannte Grenadier des Weltkrieges, der aus der Mitte des schaffenden deutschen Volkes hervorgegangen, Kämpfer einer neuen Zeit und einer besseren Welt, ist in der Tat unerschrocken, das von vielen hundert Millionen Menschen glühend ersehnte Ideal der sozialistischen Gerechtigkeit und einer vernünftigen, gerechten und gegenständlichen Ordnung der nationalen Interessen der einzelnen europäischen Völker zu verwirklichen.

Von diesem Ideal Adolf Hitlers befreit, kämpfen die Millionen Soldaten des nationalsozialistischen Großdeutschlands mit leichter Entschlossenheit und Kraft und mit gläubiger Gewißheit des Sieges ihrer ersehnten Sache. Für dieses selbe Ideal mögen die zahllosen Millionen europäischer Arbeiter und Arbeiterinnen aller Berufe ihr Leben durch fleißige Arbeit geben, damit das neue Europa bald erhebe.

Das Prinzip gegenseitiger Arbeit der Völker, geheiligt durch das Blut tapferer Soldaten, muß gegen über den Fluch des toten Goldes der Juden

Neues vom Tage

Drei neue Eichenlaubträger

Schnellboote zu hervorragenden Erfolgen geführt
DWS Berlin, 4. Januar. Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Kleinen Kreuzes an die Schnellboot-Flottillenführer Georg Christophersen als 20. Soldaten, Korvettenkapitän Bernd Klug als 361. Soldaten und Korvettenkapitän Klaus Feldt als 302. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Die drei neuen Eichenlaubträger der Kriegsmarine, von denen Christophersen bereits mit Wirkung vom 13. November 1943, Klug und Feldt am 1. Januar 1944 ausgezeichnet wurden, gehören zu der aus höchster bewährten alten Garde der Schnellbootwaffe. Vom ersten Kriegstage an im Fronteinsatz stehend, haben Christophersen (geb. 1914 in Alzenburg), Klug (geb. 1914 in Barmen) und Feldt (geb. 1912 in Kiel) als Schnellboot-Kommandanten und später als Flottillenführer ihre Boote und Flottillen durch ihr glänzendes kommandantisches Können und ihren beispielhaften Einsatz zu hervorragenden Erfolgen geführt. Sie haben dabei im Kanal, vor der englischen Küste, in nordwestlichen Gewässern und im Finnischen Meerbusen — Christensen außerdem noch im Schwarzen Meer — zahlreiche Kriegs- und Han-

delschiffe des Feindes versenkt und daneben wichtige Sonderaufgaben mit dem Ziele der Behinderung des feindlichen Nachschubverkehrs gelöst. Besonders hervorzuheben ist, daß die drei neuen Eichenlaubträger nach ihrer Auszeichnung mit dem Ritterkreuz ihre Erfolge unter inzwischen wesentlich erschwerten Kampfbedingungen und damit ihrer immer größer werdenden Kampferfahrung weiter beträchtlich erhöhen konnten.

Japanische Erfolge in der Luft

470 feindliche Flugzeuge im Dezember vernichtet

DWS Tokio, 4. Jan. Wie das Kaiserliche Hauptquartier bekannt gibt, haben Einheiten der japanischen Heeresluftwaffe im Monat Dezember an den Fronten in China, Burma und Neu-Guinea annähernd 470 feindliche Flugzeuge abgeschossen oder am Boden zerstört.

Japanische Truppen haben in der Nähe von Kap Gloucester (Neu-Britannien) am Montag abend eine Bergstellung erobert und setzen jetzt ihre Offensive gegen den feindlichen Landestapf bei Katama fort. Die Truppen der ersten Linie des Gegners sind auf den Rückenabschnitt zurückgedrängt worden.

Die japanische Heeresluftwaffe führte am Sonntag nachmittag mit einem Verband von ungefähr 60 Bombern und Jägern einen Angriff gegen das Kap Gambi im Norden der Halbinsel Huon gelandete feindliche Verbände durch. Sie stießen im Tiefflug auf vier oder fünf feindliche Transporter und die gelandeten Verbände des Gegners herab und beschädigten einen kleineren feindlichen Transporter, fügten den gelandeten Verbänden schweren Schaden zu und schossen vier feindliche Jäger ab.

Vertreibung Afghanis

Durch England, USA, und Sowjetrußland

DWS Teheran, 4. Jan. Unter der Überschrift „England, die USA und Sowjetrußland vertreiben Afghanis unter sich“ bringt „Duma“ folgende Meldung aus Moskau:

„Aus maßgebender Quelle erfährt man, daß England, die Vereinigten Staaten und Sowjetrußland auf der Teheraner Konferenz beschlossen haben, eine gemeinsame Forderung an Afghanistan zu stellen, um die Sicherstellung ihrer dortigen Interessen und Konzessionen, ähnlich derjenigen im Iran. Die USA würden hierbei die Petroleum- und Oelkonzessionen sowie deren Märkte für sich in Anspruch nehmen, Sowjetrußland die übrigen Kohle- und Waren, während England die Konzession der Kontrolle über das gesamte Post- und Telegraphennetz Afghanistans fordern werde. Da England sich schloß für die nördlichen Grenzen Tibets und deren Sicherstellung interessiert, verlangt es auch das Monopol aller Verkehrsmittel und Wege Afghanistans.“

Als Ausgleich für diese Forderungen würden England, Amerika und Sowjetrußland sich bereit erklären, die heutige afghanische Regierung anzuerkennen und ihr „völlige Unabhängigkeit in allen Fragen der Armee, der Wirtschaft und der Finanzen“ zuzusichern.

Bei Unterbreitung dieser Forderungen werden die drei Nationen eine gemeinsame Erklärung über die „Unabhängigkeit“ abgeben analog derjenigen des Iran. Man erwartet, daß sie ihren Plan zu einer größeren Niederlassung in Afghanistan in den ersten Tagen des neuen Jahres durchzuführen würden.

Die Seekriegslage am Jahresbeginn

Erich Gladbeck schreibt im „V.“ u. a.:
Blicken wir die Seekriegslage zu Beginn des Jahres 1944, so muß sich der Rückblick nicht allein auf das abgelaufene Jahr, sondern auf die ganze bisherige Kriegsbauer erstrecken. Das Jahr 1943 hat unseren Feinden auf allen Meeren wieder schwere Verluste an Kriegs- und Handelschiffen gebracht. Allein die deutsche Kriegsmarine und Luftwaffe haben über 5,1 Mill. BRT an englischen und nordamerikanischen Handels- und Transportschiffen mit Sicherheit versenkt, davon wieder über 3,6 Mill. BRT durch unsere U-Boote. Dazu kommen viele hundert Schiffe, die durch Torpedos, Bomben und Minen schwer getroffen worden sind und deren Untergang nur nicht beobachtet werden konnte, aber wahrscheinlich ist. Einschließlich der im vergangenen Jahre bei hohen Einbußen an Transportschiffen im Stillen Ozean reichlich die bisherigen Schiffsräumverluste unserer Feinde nun bereits an 35 Mill. BRT heran. Dies ist ein erschütterndes Ergebnis des bisherigen Seekrieges.

Die früheren Formen und die Kampfplätze des Seekrieges haben sich im letzten Jahre in mancher Hinsicht verändert. Aber die Grundlinien, nach denen sich sein Verlauf im großen und ganzen abspielt, sind dennoch dieselben geblieben. Der japanische Ministerpräsident Tojo hat einen bestimmten Abschnitt des Ringens im Pazifischen Ozean einen „Kampf um die See“ genannt. Wir können dieses Wort vom Nachschubkrieg auf den gesamten Seekrieg anwenden, gleich, ob er sich auf den Meeren der Welt oder der weltlichen Erdteile vollzieht.

Es ist eine geographische Tatsache, an der keine anglo-amerikanische Agitation rütteln kann, daß Deutschland in Europa und Japan in Ostasien auf der inneren Linie kämpfen. Daher haben die Engländer und Nordamerikaner unermüdlich längere Nachschubströme über See als wir oder unsere japanischen Verbündeten. Wenn England und die USA, die deutsche oder japanische Kernstellung angreifen, wie sie es beabsichtigen oder teilweise begonnen haben, dann sind unsere Feinde immer davon abhängig, wieviel Schiffraum und Geschwindigkeit sie einzusetzen vermögen und welche Verluste sie dabei auf den Seewegen in Kauf nehmen können.

So läßt nun auf den feindlichen Seemächten die drückende Hypothek der bisherigen Schiffsräumverluste, denn 35 Millionen BRT, sind mehr als die Hälfte der Welthandelsflotte der Kriegsbeginn. Diese Tonnagerückstände sind es, die der USA-Marine die langsame und trübselige Taktik des „Anschlupfen“ aufgezwungen haben.

Der Chef der nordamerikanischen Seekriegsleitung, Admiral King, hat dies vor wenigen Tagen mit den Worten bekräftigt: „Die Notwendigkeit des Anschlupfens ist zum großen Teil die Folge der Beschränkung der verfügbaren Mittel und Wege.“ Die gleichen Beschränkungen haben auch die anglo-amerikanischen Aktionen gegen Europa bis jetzt hinausgeschoben und werden sie weiter beeinflussen. Das hat sich bereits im Mittelmeer erweisen, wo der materiell weit überlegene Feind die durch den Seeblockadeverrat geschaffene außerordentlich günstige Lage nicht zu den angekündigten weiteren Landungen auszunutzen vermochte und sich nun, dank der blühenden deutschen Maßnahmen zur Befreiung der damaligen Krise viel größeren Schwierigkeiten an den Küsten Südspaniens gegenübersehen.

Die führenden italienischen Flottenkreise oder konnten die ab-

Schiffe aus Herkulanum nach den USA verfrachtet
DWS Rom, 4. Januar. Die anglo-amerikanischen Besatzungsbehörden haben jetzt, ebenso wie sie es bereits auf Sizilien getan haben, auch in Süditalien mit dem Abtransport der Alliierten und Kunstschätze angefangen. Aus dem unter den Schiffen des Reims wieder ausgegrabenen Städtchen Herakulano wurde ein erster Transport, der u. a. die berühmte Sammlung des im Herkulanum aufgefundenen altgriechischen Schriftstellers enthält, zusammengestellt. Wegen der in Neapel herrschenden schweren Typhusepidemie wurde der Transport nach dem Hafen von Salerno gebracht, um von dort aus nach den USA verfrachtet zu werden.

Uebersee auf USA-Transport in Sizilien

Gefecht zwischen italienischen Patrioten und Besatzungstruppen
DWS Rom, 4. Jan. Die Tätigkeit der Patrioten Siziliens, die unter dem Namen Scugnitti unter der Führung aus Afrika zurückgekehrter Offiziere des ehemaligen italienischen Heeres die anglo-amerikanischen Besatzungstruppen in ihren Verbindungen zu stören und ihre Versorgung zu behindern suchen, nimmt weiteren Umfang an. Wie erst jetzt bekannt wird, griff eine Abteilung Scugnitti am Vorabend des Weihnachtsfestes einen großen USA-Transport in der Nähe von Palermo an und verwickelte die amerikanischen Begleitmannschaften in ein heftiges Gefecht, wobei diese über 70 Tote verloren.

Wie aus Cagliari gemeldet wird, wurde von den anglo-amerikanischen Besatzungsbehörden ein sächsisches Komitee ernannt, das an der Vorbereitung des Widerstandes der Bevölkerung Sardinien gegen die fremden Eindringlinge arbeitet. 14 Sardinier wurden in diesem Zusammenhang bereits von der anglo-amerikanischen Militärpolizei verhaftet.

Protestnote der neuen bolivianischen Regierung

DWS Buenos Aires, 4. Januar. Als eine Verletzung der Souveränität und Gleichberechtigung der amerikanischen Staaten bezeichnet die bolivianische Protestnote, deren Inhalt der bolivianische Gesandte in Uruguay am Montag bekannt gab, die Empfehlung des Ausschusses zur Verteidigung des amerikanischen Kontinents, neue Regierungen nicht ohne weiteres anzuerkennen, sondern sich erst vorher untereinander zu beraten. In der Note heißt es u. a.:

„Die Regierung von La Paz ist der Meinung, daß hierdurch alle in internationalen Abkommen kundgegebenen Grundzüge verletzt werden, für welche die amerikanischen Völker seit Jahrhunderten gekämpft haben, nämlich die juristische Gleichheit unter allen Staaten und das Recht der Völker, ihre Regierungsform selbst zu bestimmen.“ Die bolivianische Regierung, heißt es weiter, empfinde das Vorgehen des Ausschusses als einen „gegen ein schwaches Land ausgeübten empfindlichen Druck“. Die neue bolivianische Regierung sei bereit, die eingegangenen internationalen Verpflichtungen einzufüllen.

Eisenbahnunglück in einem Tunnel. In der Nähe des Ortes Torre del Bierzo, etwa 80 Kilometer von Leon (Spanien) entfernt, ereignete sich am Montag bei einem Tunnelausgang ein folgenschwerer Zusammenstoß zwischen einem Personenzug und einem kleinen Rangierzug. Mehrere Wagen des Personenzuges sind sich noch innerhalb des Tunnels befanden, gerieten in Brand und stürzten sich in die Tiefe. Infolge des Unglücks wurden 26 Personen verletzt und 61 zum Teil Schwere verletzt.

Das USA-Marineministerium gab am Montag abend zu, daß am 21. Dezember im Atlantik ein amerikanischer Zerstörer torpediert und versenkt wurde.

meer nicht überwinden oder schwimmen geübt ganz im anglo-philien Fahrwasser. Sie scheuten den wirklich großen Einsatz und ermanngelten zugleich der technischen Mangelhaftigkeit, die der Seekrieg zur See erfordert. So unterblieb im ersten Kriegsjahr der von aller Welt erwartete Schlag gegen Malta, dem Vöhl im Fleische des Mittelmeeres. Gleichzeitig blieb der eigene Nachschub für Nordafrika ungenügend gesichert, vom späteren offenen Verrat ganz abgesehen. So konnte es geschehen, daß wenige deutsche U-Boote und Schnellboote im Mittelmeer durch ihre Torpedos und Minen dem Feinde gefährlicher wurden als die ganze italienische Kriegsmarine. Auf 10 Kreuzern, rund 75 Zerstörern und Torpedobooten sowie ebenso vielen Unterseebooten Italiens, die ihren Untergang gefunden haben, sind italienische Seeleute mannhaft gestorben, aber niemals in der Seekriegsgeschichte ist ein solches Opfer so schmachvoll verfallen worden wie von den italienischen Großadmiralen, die schließlich im September 1943 mit den Seeschiffen zum Feinde überliefen.

Die deutsche Kriegsmarine hat sich den tiefenhaften Anstrengungen, die der Schutz der meisten europäischen Küsten und der Seewege vor sie stellt, in einseitiger Weise gewachsen gezeigt. Wenn irgendwo, dann hat sich hier der Sieg bewährt, daß in diesem Krieg die Männer kämpfen und nicht die Schiffe. Oft genug konnten die Verbände der Sicherungsstreitkräfte nur in Improvisationen aufgestellt werden. Vom Eismeer bis zur Finsland, im Finnischen Meerbusen und im Schwarzen Meer haben sich diese Verbände der Kriegsmarine auch 1943 hervorgetan in harten Kämpfen bewährt. Im Mittelmeer stellen sie ihnen neue, ausgedehnte Aufgaben, und auch damit sind sie fertig geworden, sei es die notwendige Räumung Sardinien und Korikos, sei es der offensive Inselkrieg im Ägäischen Ionischen und Adriatischen Meer. Die schwimmenden Sicherungsverbände stehen gleichzeitig zusammen mit der Marinoregierung und den Kameraden des Heeres und der Luftwaffe in dem höchsten Abwehrkampf, der die Küsten Europas schützt.

Trotzdem auch in diesem bescheidenen Abschnitt des Krieges liegt das Schwergewicht der Tätigkeit der deutschen Kriegsmarine nach wie vor auf dem Angriff gegen die feindliche Kriegs- und Handelsflotte. Für diesen offensiven Kampf legt sie alle ihre Angriffsmittel ein, vom Unterseeboot und Schnellboot bis zum Schlachtschiff. Der ruhmreiche Endkampf der „Scharnhorst“, das erfolgreiche Seegefecht in der Biskaya und die Nachricht vom Herabsturz eines der besten Unterseebootskommandanten, des Eichenlaubträgers Kapitänleutnant Mohr, haben in den letzten Tagen des Jahres 1943 von neuem verdeutlicht, in welchem hohen Einfluß der Seekrieg erfolgt. Die stärkste deutsche Seekriegswaffe bleibt wie bisher das Unterseeboot. Der Feind weiß, daß sein im letzten Jahr durch eine bestimmte technische Entwicklung gewonnener Vorteil bei der Abwehr nur zeitweilig bleiben wird. Der Tagesbefehl des Führers zum Jahreswechsel hat diese Tatsache unterstrichen. Die Engländer und Nordamerikaner sind ohne Pause genötigt, ein gewaltiges Aufgebot an See- und Luftstreitkräften zum Schutz ihrer Seelände im Nachschubkrieg bereitzustellen. Sie bleiben vom Nordmeer bis zum Südatlantik und Indischen Ozean ständig von deutschen Unterseebooten bedroht, die auf den Kriegsvorlauf einen so tiefgreifenden Einfluß ausgeübt haben und auch weiter ausüben werden. Ihre Parole bleibt wie immer: „Angriffen!“



Der amerikanische Nimbus

Hinter der „Zauberformel“ des Seguers — Ein Reklametrick als Rettungsanker

Man mag es im Lager unserer Feinde wenden, wie man will: mit dem Glorienstein, der Jahrhunderte lang den britischen Namen in der Welt umgab und der von London so raffiniert und systematisch ausgeputzt wurde, ist heute kein Staat mehr zu machen. Ein zerbrochenes Empire, das längst die Kitzelbe bis in sein Inneres Markt veripert hat und das — dank der „Staatskunst“ seiner leitenden Salardure — heute ein Schatten seiner selbst ist, mag tragisch wirken; imponierende Größe jedoch ist ihm nicht zu eigen. Kommt man zum nächsten in diesem Reigen, zur Sowjetunion, so kann nicht einmal ein Briten und ein Nordamerikaner leugnen, daß sie bei allen Wintern den denkbar schlechtesten Ruf genießt. Die hat angeschlagene Stalladelpotte mag sich heute demokratisch und morgen „vaterländisch“ tarnen. Hinter ihr stehen die Schatten von Millionen und aber Millionen Ermordeten, die die „Freiheiten“ dieses grau-hässlichen Blutregimes an eigenen Leibe erführen.

Rein, auch mit der Reputation der Volkshelden steht es schlimm genug aus, und so hat sich das unheilvolle Dreieck der Feinde ganz auf einen Punkt beschränken müssen: auf den amerikanischen Nimbus. Churchill, der Halbamerikaner, preißt ihn, die Washingtoner „Größen“ schmectern ihre jüdischen Reklametrompeten nach Barnums Art, und selbst Moskau muß sich gelegentlich darauf beziehen. Amerika als unerschöpfliches „Arsenal der Demokratien“, Amerika als „selbstloser Lieferant“ wohlstandsbüßiger Völker, Amerika als die große Drohung im Hintergrund, als kriegsentscheidende Riesenmacht — so geht das in zweifelhafte Steigerung und Schattierung durch die gesamte Feindpresse und durch jene „neutralen“ Zeitungen, die stets so gerne im Beiwagen des jüdischen Kapitalismus, der beunruhigenden Plutokratie führen.

Der „Nimbus“ ist, um beim einfachsten zu beginnen, eine Art von Heiligenschein, der entweder von der Geschichte für wirklich überragende Leistungen verliehen wird oder den — was freilich erheblich anrüchlicher ist — sich der Betreffende selber verleiht. In welcher Kategorie der amerikanische Nimbus gehet, ist nicht schwer zu entscheiden. Wir wollen nicht vergessen, daß in nahezu allen Sprachen der Welt das Wort „amerikanische Reklame“ einen überaus minderwertigen Beigeschmack hat. Nicht auf die Wichtigkeit, sondern auf einen frechen Betrug, einem Bluff, auf einem „Ballshoo“ (wie man drüben sagt) ruht diese Reklame, die wohl zu den größten und widerlichsten der Welt gehört. Wir Deutschen haben es erlebt, wie man Kawagami und ähnliche „unerlässliche Werte“ drüben auch den widerstrebenden Massen aufgeschwätzt hat. Es erschien uns merkwürdig, daß amerikanische Reklametruppen etwa einen George Washington oder einen Abraham Lincoln mit ihrem Porträt für einen Wäldenhalter oder ein neues Auto Reklame machen ließen. „Wahrheit und Wahrheit in der Werbung“ ist ein Wort, das in Deutschland zum ehernen Begriff wurde. Drüben aber nimmt man es als gegeben hin, daß die profitgierige Reklame um jeden Preis vom blauen Himmel herunterläßt.

Man muß diese Einstellung und man muß diesen Abstand kennen, um deutsche Beschäftigten etwa mit dem dröhnenden Geschmetter des verfassungsmäßig ersten Amerikaners, des Präsidenten nämlich, vergleichen zu können. Der Engländer, vor allem der Puritaner, und die Juden sind nie feindlich in der Wahl ihrer agitatorischen Mittel gewesen. Aber erst im Viel-

völkerland der USA hat sich die letzte tropische Blüte dieses Massenwunders entfaltet. Einer instinktlos gewordenen breiten Masse ist es gar nicht erträglich, wenn heute der Präsident dies und morgen der Marineminister das Gegenteil behauptet.

Wir denken gar nicht daran, etwa die amerikanische Produktion auf allen Gebieten und den natürlichen Reichtum dieses Landes zu unterschätzen. Nichts könnte unseren Feinden lieber sein als das. Wir wissen, daß die Vereinigten Staaten die Größe eines Kontinents haben, und daß sie von rund gerechnet 130 Millionen Menschen bevölkert sind. Wir wissen aber auch, daß über diesen Massen eine zahlenmäßig sehr kleine, in ihren Mitteln absolut strapesslos, weiß verputzte, Schicht eine Gewalt herrschaft ausübt, Wahlergebnisse fälscht und jeden Widerstand aus ihren Schlüsselstellungen niederbrütet. Man erzählt uns nichts Neues, wenn man uns auf die Erz- und Erdvorkommen, auf die großen industriellen Möglichkeiten dieses Raumes hinweist. Wir hätten es leicht, auf Millionen mit anderen Missionen zu antworten, aber was wäre damit geschafft?

Rein, man darf es uns schon glauben, daß es kaum jemanden auf der Welt gibt, der die amerikanischen realen Möglichkeiten und Gegebenheiten gewissenhafter in Rechnung stellt als gerade unser Führer und der Stab seiner Faschleute, die in Deutschland und Europa das Höchstmögliche an wirtschaftlicher Mobilisierung durchzuführen. Wenn dennoch gerade diese Faschleute klar und nüchtern feststellen, daß wir qualitativ absolut nicht hinter dem angeblichen „amerikanischen Melos“ zurückbleiben, daß wir in allen entscheidenden Dingen absolut die Initiative in der Hand halten, dann wollen wir damit niemanden überreden, sondern lediglich nachweisen, daß wir auch diesen wirtschaftlich mächtigsten der Gegner nicht zu fürchten haben.

Mit schmetternder Barnumreklame imponiert man dem Deutschland Adolf Hitlers nicht im mindesten. Ein Volk, das den politischen Gernegroz in achtzehn Tagen, die geballte britisch-französische Kraft aber in wenigen Wochen zur Seite setzt, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte, und der gewaltigsten Mittelmacht der Weltgeschichte juchende Wunden schlug, das kann es sich erlauben, gelassen und lässig dem „amerikanischen Wunder“ zu Leibe zu rücken. Nicht wir, sondern unsere Gegner wechseln laufend zwischen hysterischem Jubel und Verfürcht; das deutsche Deutschland weiß, daß der Krieg noch gefunden werden müßte, der ohne Rückschlüsse und ohne scheinbaren Stillstand verläuft. Ein Krieg findet nicht bei ungünstiger Witterung im Saal statt, und vor Regen und stehender Sonne, vor Eis und Schnee erregt, der soll getroffen seine Ansprüche auf geschichtliche Fortentwicklung an den Nagel hängen.

Betrachten wir so, unserer Sache gewiß und von der einzigenartigen Güte des besten Soldaten und der besten Waffen überzeugt, einmal das gegnerische Lager, so sieht sich der sogenannte Nimbus allerdings ganz anders an. Amerika hat sehr lange mit der Weisheit operiert, es funktioniert in einer Art von Stille, die unerschöpfliches Kriegswarenhaus und als gewaltiger Goldbrunnen. Nun, die Versprechungen, die man allzu ergötzen Völkern machte, lassen an vielen Punkten auf ihre Erfüllung warten. Der Warenhausbesitzer Kellen hat längst erkennen müssen, daß es bei Sears, Roebuck und Company und ihrem jüdischen Verlangengeschäft erheblich leichter war als im Washingtoner Arsenal. Da mahnen die Südamerikaner, denen man ihre natürlichen Reichtümer raubte, die offerierten Maschinen an, da schlagen

die Sowjets auf den Tisch und wollen verputzte Ordnungen ohne Ende, und da stellt Großbritannien fest, daß es seine sämtlichen Auslandskredite — und die Waren nicht zu verachten — und seine vereinigten Stützpunkte verlieren hat und dennoch nur ein Bräunlein amerikanischer Waten erhält. Frau Tschongfahsel bekommt Anfälle, weil Washington so hartnäckig die Sondernämische Tschongfahsel überhört, und die Farmer im eigenen Lande werden ungewürdigt, weil man ihnen alle und jede Arbeitskraft fortholt.

Noch tiefer hinter die Kulissen aber leuchten doch zweifellos jene vorfühligen und bewußt nebelhaften Angaben, die von Zeit zu Zeit die jüdischen Finanzgewaltigen vom Schläge eines Morgenthau, eines Stettinius und anderer über den Stand der amerikanischen Verschuldung herausgeben müssen, wenn eine neue haarträubende Steuerforderung notwendig wird. Die gleichen USA, die sich noch vor wenigen Jahren so gerne als Befreier prahlerischer Geldhülle und Vorratssmagazine karrierieren ließen, können bei weitem nicht mehr aus normalen Steuernmitteln ihre Kriegskosten aufbringen.

Aber das weiß, daß heute wie gestern viele Staaten der Union noch nicht einmal mit zwei Menschen auf den Quadratkilometer besetzt sind, daß tausend dringende Sozialprobleme ungelöst sind, daß Washington bei seinem „Eroberungsstempo“ im Pazifik Jahrzehnte brauchen würde, um die Lebenslinien Japans ernstlich zu bedrohen, der wird auch drüben einigermaßen nachdenklich. Er hat den Schlagworten seiner Regierung geglaubt und er sieht nun, daß der stille Markt des eigenen Landes zum Erliegen kommt, daß die Menschenopfer ins Ungemessene wachsen. So steht er hinter das Wort vom „Amerikanischen Juchendert“ ein klares und deutliches Fragezeichen und meint mit kühlernem Verstand, daß die angeblich so goldenen Früchte Roosevelts recht saure und ungenießbare Früchte tragen. Schon raunt man beispielsweise von der Erschöpfung der ein für sich selbst Delirenden des Dollarlandes und schon sähen sich Kundige an den Fingern ab, daß Washingtons Hoffnung auf „kundespendliche Rückzahlungen“ Wechsel auf dem Mond sind. Viel realer wächst dagegen die Volkshemmung im eigenen Lande...

Wem es weilt man auf ein paar mitropische „Erlöse“ im Stillen Ozean, auf die amerikanische Landung in Nordafrika und Unteritalien hin. Aber wer will drüben leugnen, daß der „Amerikanische Marsch auf Berlin“ ebenso in weite Ferne gerückt ist wie etwa der „Raid gegen Tokio“? Ein so ausgefuchter Vertreter der Washingtoner Politik wie der berühmte Norman Davis muß verkünden, daß gerade jetzt erst die USA-Berufte an Menschen und Material in großem Stil anmarschieren würden, und der General Eisenhower erklärt plötzlich, es sei ein langer, sehr, sehr langer und dorniger Weg, der vor den Panzern und ihren Verbündeten liege. Zwei Jahre sind seit dem offiziellen Kriegseintritt der USA vergangen, alle Reserven sind angegraben und beläufig 200 oder gar 300 Dollar Milliarden mühen ausgegeben werden, auch ohne nur irgendwo eine greifbare Entscheidung zu erreichen. Wäre der „amerikanische Nimbus“ begründet, warum sollte sich ein Außenminister Hull in Moskau von den Sowjets einen ganzen Strauß von Vorwürfen und Drohungen, Erpressungen und Kätigungen persönlich abholen? Gerade das Janusengesichtsbild demselben Welt, daß vieles nicht stimmt im Lager Washingtons. Seit zwei Jahren arbeitet der amerikanische Rüstungsapparat auf höchsten Touren, nachdem er schon vorher aufs Äußerste ausgebaut wurde. Ein Roosevelt mag wohl sein auf seinen Anbau im britischen Empire, auf seine Beschaffung von über zweihundert Stützpunkten. Der nächste Amerikaner aber fragt immer dringlicher, was das alles zu dem „rauchen Endziel“ gelehrt hat, den der prädestinierte Glücksdiener ihm so testaglia 1941 verprach.

Kampf um Dorrit

Roman von Carola von Crailsheim-Rügland

Copyright by Knorr & Hirth, K.-G., München 1940

19. Fortsetzung

Er nahm mich aus dem Waffenhaus und ließ mich in eine Privatschule nach Hannover bringen. Dort war ich ein Jahr, ebenso lange in einem Internat in Montreux und in einer Privatschule auf der Isle de Wight, um Sprachen zu lernen. Manahmal kam Privatdozent Fris Schäfer, mich zu besuchen.

Als er das letzte Mal bei mir war, fragte er mich, ob ich seine Frau werden wolle. Wir haben in London geheiratet, sohen dann nach Rarburg, und als mein Mann Professor wurde, nach Jena. Dies habe ich immer als meine eigentliche Heimat betrachtet, denn die Heimat der Frau ist dort, wo sie glücklich ist.

Eine Partie entstand. Der Goldblat duftete zu Rattes Füßen.

Er dachte, ich möchte Dorrit einen Goldkranz winden. Wie er ihr wohl steht zu ihrem schönen Haar? Laut sagte er: „Ich möchte Dorrit nicht damit beschweren. Aber mein Vater hat es für seine Pflicht gehalten, Nachforschungen anstellen zu lassen.“

Frau Hildegard unterbrach ihn: „Ich weiß, Walte. Ein alter Freund meines Mannes hat mich darüber unterrichtet. Durch ihn erfuhr ich, was mein lieber und sorgender Mann immer vor mir verheimlicht hatte. Ich mußte durch viele Worten und Turen geben im Leben — aber das letzte Leid, unter dem ich mich beugen mußte, war fast über meine Kraft.“

Wieder schwiegen sie. Ein Admiral flügelte vorüber. Es war ja Herbst.

Frau Hildegard fröstelte, zog ein Tuch enger um die Schultern, sagte: „Ich weiß mir keinen Rat mehr, Walte. Mein Verstand findet keinen. Ich habe Nächte um Nächte gelegen und gegrübelt, wie ich dir und Dorrit helfen könnte. Ich kann dich nur bitten: laß von meinem Kind! Auch ich habe noch nicht mit ihr gesprochen, aber ich kenne sie zu genau, um nicht zu wissen, daß sie dir niemals im Wege sein würde.“

Walte sah Frau Hildegard an. „Nie und nimmer werde ich von Dorrit lassen“, sagte er so fest, so bestimmt, daß Frau Hildegard lächelte, gegen Waltes Entschluß gab es keine Einwände mehr.

„Ich melde mich morgen auf einem Gut bei Almenau, Mama. Es ist eine kleine Stelle. Ich nehme sie an, wenn sie die Heirat ermöglicht. Zu Hause...“ Er machte eine abschneidende Bewegung und wiederholte sie, als Frau Hildegard erschrocken etwas antworten wollte.

Laupadels waren wieder in Weimar.

Alma von Laupadel, diese selbstlose und gütige Frau, lebte ein festes Tagesprogramm, sie forderte regelmäßige Spaziergänge. Montag wollte sie nach Belvedere, Dienstag ins Bebiht, Mittwoch nach Eitersburg und so fort. Hens Georg von Laupadel erinnerte sich nicht, früher unter diesen Ansprüchen gelitten zu haben. Aber plötzlich machten sie ihn nervös. Blödsinn machte ihn überhaupt dieses nervös.

Er sah an seinem Schreibtisch, bläute auf die Parkwiesen hinab, die sich vor Goethes Gartenhaus breiteten. Der Schreibtisch war überhäuft mit Kartothekfästen, genealogischen Taschenbüchern, Stammbäumen, Briefen. Vor allem mit Briefen. Die ganze Menschheit schien sich ja plötzlich mit Familienforschung zu befassen. Und er, Laupadel, war aussersehen, Bindungen und Verzweigungen nachzuspüren, die verborgen wie Baumwurzeln im Dunkeln ruhten.

Nun — jeder hat den Beruf, den er sich sucht. Jeder hebt seinen Beruf und haut ihn zuweilen. Laupadel beugte sich wieder über Entwürfe. Ein junger Buchhändler, kleiner, bescheidener Angestellter eines berühmten Leipziger Verlagshauses, dessen Großonkel in America lochen unter Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens gestorben war, hatte Laupadel mit der Auffindung weiterer Verionen beiraunt, die als Wäterden in Betracht kamen. Ein alter Göttinger General, der sich über eine Urgröhmutter, eine Frau mit bewegtem Lebensschicksal, Helreten, Scheidungen, Kindern aus drei Ehen nicht im Klaren war, wünschte Erkundigungen, Feststellungen.

Laupadel seufzte. War es wirklich schon gleich Mittagszeit? Wie schnell so ein Vormittag vorüber ist! Gestern um die Zeit hatte Walte von Arken hier getobt. Schön ist der Jora in einem gefunden jungen Menschen, der sein gutes Recht verteidigt. Schön war Waltes Angestimm, sein Aufbrausen, hinter dem Dorrit Schäfers Jauber stand. Er hatte dem jungen Arken sein Rügegefühl nicht verdimwegen, hatte unterstrichen, daß er seine Partei nahm. Er hatte ihm nicht einmal verheimlicht, daß ihn die Angelegenheit nicht losließ. Wohl war er bei seiner Suche nach Frau Hildegards Herkunft den herkömmlichen Weg gegangen, was nicht hieß, er sei schon am Ende. Im Gegenteil, er beschäftigte sich immer weiter mit dem Fall. Er fürzte sich habe er einen bekannten Jenaer Internisten um Rat über Trinker-Psychologie gebeten, erst kürzlich auch brieflich noch einmal Nachforschungen nach der Familie Schutz in Berlin eingeleitet.

Walte hatte Laupadel lange angesehen, scheinbar entwaffnet, hatte fälschlich hingeworfen, er würde den Herrn Major wieder einmal besuchen, falls er dies dürfte.

Laupadel trug Notizen in der Angelegenheit des Göttinger Generals in seinen Plan ein. Die besagte Urgröhmutter hatte in Nölen, in Eisleben und in Jella-Weddis gelebt. Nun mußte er noch nach Rudolstadt reisen. Dort war sie geboren. Heimlich war Laupadel froh, den Spaziergängen seiner Frau, Montag nach Belvedere, Dienstag ins Bebiht, Mittwoch nach Eitersburg, zu entriinnen. Obwohl ihn in Rudolstadt, weiß der Himmel, keine besonderen Erlebnisse erwarteten. Der Vater der besagten Urgröhmutter war der Gründer eines Damenstifts, was ihm den stolzen Titel „Stiftshauptmann“ eintrug.

Die Rebliffin des Stiftes ließ dem vereherten Herrn von Laupadel, den sie von früher kannte, das müßige Archiv öffnen und ihm sogar ein Gestimmer im Haus einrichten, wo er auch das Essen serviert bekam, denn niemand konnte verlangen, daß er bei Tisch dreißig arugefleidete Stiftsdamen unterließ.

Ueber Rudolstadt wölbte sich ein verblähter Oktoberhimmel. Auf den Feldern den Geißfeld hin brannten Kartoffelstängel. Laupadel ging oft spazieren. Er konnte doch nicht immer im Archiv hängen. Die Sache mit der Göttinger Urgröhmutter ließ gut. Die Zusammenhänge fanden sich.

Was hatte Walte von Arken neulich gesagt? Was wissen denn wir, was unsere Vorfahren getan haben? Immer wieder dachte Laupadel an die jungen Liebesleute Walte Arken und Dorrit Schäfer.

Zum schwarzen Kaffee nach Tisch war er jeden Tag zu Frau Rebliffin gebeten. Sie war eine hagere, vornehme Erscheinung, verstand zu plaudern und besaß ein nahezu phänomenales Gedächtnis. Ohne Hebertreibung konnte sie behaupten, alle Menschen Thüringens zu kennen. Sie hatte auch Professor Schäfer gekannt, ohne von ihm anderes zu wissen, als daß er ein unbekanntes Mädchen, das später seine Frau wurde, sorgfältig hatte erziehen lassen. Laupadel dachte, ich werde noch wunderlich. Mit meine Gedanken, meine Gespräche laufen auf diese Familie Schäfer hinaus.

Abends fand Laupadel stets in seinem Zimmer eine kleine Aufmerksamkeit der Frau Rebliffin, in Gestalt von alten Stammbüchern, Tagebüchern, Photographie-Alben oder Mappen voller Zeichnungen. Er begegnete immer erneut der Familie Schäfer, den Steins von Koshberg, Goethe, Dalberg. Er las sentimentale und gefühloolse Tagebuchverse, verholzene Namen. Oft übermannte Laupadel die Sinnlosigkeit dieses Luns. Dann hob er die Leihgaben der gnädigen Frau Rebliffin fort, borchte die aufspendenden Stimmen der Stiftsdamen, an ihre buschenden Schritte, auf die ferne und farblose Welt, die vielleicht nur ihm farblos erschien, weil er zu ihr keinen Zutritt hatte.

Eines Sonntagsabends fand Laupadel neben seinem Abendbrot ein vergilbtes, seidengebundenes Buch, das mit Briefen und einigen Altenstuden zusammengesetzt war. Er zündete sich eine sonnigliche Zigarre an, öffnete ohne Neugier den Alt, blätterte, fand eine altmodische Schrift ohne besonderes Charakteristkum, las maßlos eine halbe Seite. Sie enthielt nichts Fesselndes, nichts, was ihn anrührte. Aber es war sonderbar, etwas zwang ihn, diese tagebuchartigen Memoiren nicht wieder zuzulassen. Amalle von Schübach, frühere Stiftsdame, hatte im Alter von zweihundfzig Jahren Aufzeichnungen begonnen, die eine kleine Großnichte betrafen. Anspruchlos war hier aufgeschrieben, wer die Eltern des kleinen Mädchens gewesen, welche Schicksale sie erlitten, welchen Tod sie gestorben.

Sonderbar. Sonderbar. Laupadel las zum dritten oder vierten Male die Daten nach. Das Kind war 1889 geboren, die Stiftsdame 1897 im fünfundsiebzehnten Lebensjahre gestorben. Er rechnete. Wie alt ist ein Reich, der 1889 geboren wurde, heute? Die Sache war völlig verwirrend. Sie errate Laupadel, sie brachte ihn rein aus der Fassung. Er blieb die Nacht auf. Er las beseligte Briefe einer jungen, herzenswarmen Frau über ein Kind. Bieleck hatten schon viele diese schlichten Aufzeichnungen gelesen und wieder beileitegelegt — aber für ihn, Laupadel, bedeuteten sie einen der außergewöhnlichsten Ausblicke seines Lebens.

Unterlag er dem Gebeimnis einer Bifan? Ergab er sich einem Trugschluß? Oder erkannte sein Herz rascher als sein Verstand Zusammenhänge, schuf die durchwachte Nacht ein Jaubergebilde, an das er sich klammerte? Wenn es wahr wäre, wenn es zuträfe...

Er wagte nicht weiterzudenken. Er riß ein Briefblatt vom Block und schrieb einige erklärende Worte an seine Gastgeberin. Dann packte er ellig das Notwendigste in ein Handtäschchen, erreichte noch im Morgengrauen den Berliner D-Zug und war in wenigen Stunden in der Reichshauptstadt.

Walte stand auf dem Bahnhof von Erfurt. Er war bleich und gab sich nicht einmal mehr Mühe um Haltung. Die Stelle bekam nur ein Unberbeiteter. Alle Hoffnungen lagen am Boden. In Thüringen gab es nichts für ihn. (Fortsetzung folgt)

Aus Stadt und Land

Altensteig, den 5. Januar 1944

Kleine Wintergäste

Jeden Morgen ist draußen vor unserem Fenster reger „Betrieb“. Es sind mehrere gesiederte Stammgäste, die sich hier täglich zur bestimmten Stunde einstellen und nachschauen, was es zu essen gibt. Daß auch für diese kleinen gesiederten Freunde der Tisch jetzt etwas kriegsmäßig gedeckt ist, braucht niemand zu wundern. Man kann nicht in beliebigen Mengen Streulieferanten kaufen, sondern muß selbst sehen, daß man etwas Eßbares für die Wintergäste vor dem Fenster herbeischafft.

Etwas gibt es zum Glück immer. Da sind zunächst die Brot- und Weißbrotkrumen, die nach dem Frühstück zusammengesiebt werden oder auf den Tellern liegen bleiben. Ein paar Würstchen werden fein in kleine Würfel geschnitten, vielleicht gibt es auch vom Vortage noch ein paar Restchen gebratener Kartoffeln, die im Topf zurückgeblieben und sorgfältig abgetrennt werden oder ein paar Kerne von den letzten Wepfeln.

Die kleinen Gäste auf dem Fensterbrett haben ihre Ansprüche genau so wie der Mensch heruntergeschraubt. Aber sie sind sehr dankbar für alles, was es gibt, denn es ist immer eine erfreuliche Zugabe zu dem, was Mutter Natur auch im Winter schenkt: zu den Knospen an den Zweigen der Bäume und Sträucher, von denen sich viele wäckerer Vögel im Winter ernähren — man nennt sie deshalb „Knospenfresser“ — und zu den Insektenlarven und -Eiern, die zwischen der Rinde der Bäume sitzen. Darum dauert es meist keine zwei Minuten, nachdem das „Frühstück“ auf dem Fensterbrett hingestellt ist — und schon sind unsere kleinen hungrigen Freunde zur Stelle.

Alle Federn sind wichtig

Der ganze Gau sammelt für Verwundete und Bombengeschädigte noch um den erheblich gestiegenen Bedarf an Bettfedern, insbesondere für unsere Verwundeten und die Bombengeschädigten. In der Provinz, wird auch im Gau Württemberg-Hohenzollern eine große Sammelaktion für Federn aller Art durchgeführt. Der Aufruf, alle Federn sorgfältig zu sammeln und abzuliefern, wendet sich deshalb nicht nur an die Landfrauen, Hügelhalter und Geflügelzüchter, sondern vor allem auch an die bäuerlichen Haushaltungen. Sämtliche Vögelgenossen und Diensthühner, bei welchen Geflügelzucht anfallen, werden darauf aufmerksam gemacht, daß nicht nur Gänse- und Entenfedern, sondern auch die bisher vernachlässigten Hühnerfedern für diesen Zweck brauchbar sind. Auch Beklämme, die schon vorhanden sind, sei es in nicht gebrauchten Betten oder Borräten in Familien für spätere Aussteuer sollen zur Ablieferung kommen.

Die Erfassung aller anfallenden Federn aus ländlich und bäuerlichen Haushaltungen, wie auch aus den Geflügelmarkt- und Geflügelzuchtbetrieben wird von den Eier-Sammelstellen des Milch- und Landwirtschaftsverbandes gemeinsam mit der Federgruppen- und Bettfedernindustrie durchgeführt. Ihrer Bedeutung entsprechend wird diese Aktion in erster Linie auch von der Partei und den Schulen nachdrücklich unterstützt, wobei sich für die örtliche Sammlung die Ortsgruppenleiter, Ortsbauernführer, die NS-Frauenenschaft und die Jugend einsehen. Für die zur Abgabe kommenden Federnsorten werden von den Erfassungstellen angemessene Bezüge vergütet. Wie vom Reichswehrstand noch mitgeteilt wird, ist die jetzt eingeleitete Federensammlung nicht als einmalig, sondern als dauernde Maßnahme gedacht. Zu beachten ist ferner, daß Bettfedern seit dem 21. September 1943 demilitarisiert sind und ihre Abgabe an andere Personen oder Betriebe verboten ist.

Das Jahr 1944 ein Kalenderkuriosum

Das Jahr 1944 ist ein Schaltjahr, das schon seiner Dauer von Ueber die Eigenart unseres heutigen Kalenders, die verstreut 54 Wochen wegen ein besonderes Kalenderkuriosum darstellt. Die Länge der einzelnen Monate und die Beweglichkeit der Feiertage haben schon viele Zeitgenossen tiefstimmig oder oberflächlich Betrachtungen angestellt. Das Jahr 1944, das ein Schaltjahr ist, wird ihnen Gelegenheit zu neuen Erörterungen geben. Man muß ziemlich weit in die Geschichte zurückgehen, wenn man den Anstoß für die heutige Zeitstellung markieren will. Am das Jahr 1570 berief Papst Gregor XIII. eine Kommission der namhaftesten Fachgelehrten zur Verbesserung des Kalenders, um das seit der Zeit Julius Cäsars immer früher fallende Frühlingsequinoxium wieder auf den ihm „zuteilzubekommen“ 21. März zu bringen. Die von dem Italiener Luigi Lilio vorgeschlagene Reform wurde angenommen. Damit trat an die Stelle des julianischen der heute noch gültige gregorianische Kalender.

Um das gleich um 13 Tage rückwärts „verrätene“ Frühlingsequinoxium wieder vorzulegen, ließ man im Jahre 1582 einfach zehn Tage ausfallen. Damit aber der alte Fehler im Wandel der Jahrhunderte sich nicht erneut einschleifte, wurde als Jahreslänge die Zeit von 365 Tagen, 5 Stunden, 49 Minuten und 16 Sekunden angenommen, welche den auf Anordnung des Königs Alfons X. von Kastilien herausgegebenen Alentienstafeln zugrunde lag. Ferner wurde bestimmt, daß zwar im allgemeinen, wie früher schon, jedes Jahr, dessen Zahl durch vier teilbar ist, ein Schaltjahr von 366 Tagen sein sollte, daß aber von den Schaltjahren der Jahrhunderte wie 1600, 1700, 1800, 1900 usw., den sogenannten Säkularsjahren, nur die mit 400 teilbaren Schaltjahre, die anderen aber gewöhnliche Jahre sein sollten.

Dieser Einrichtung ist auch das Schaltjahr 1944 zu verdanken. Es ist zunächst dadurch gekennzeichnet, daß der Februar anstatt 28 Tage aufzuweisen hat. Auch diese Unregelmäßigkeit hat eine interessante Vorgeschichte. In dem altrömischen Jahr von zehn Monaten schloß der Februar und als seit Numa Pompilius die Einteilung des Jahres in zwölf Monate erfolgte, wurde er anfangs als der letzte gezählt, weshalb auch in den heutigen zweiten Monat des Jahres die Einfügung des Schalttags erfolgte. Während das Gemeinjahr mit seinen 365 Tagen 52 Wochen und einen Tag umfaßt, kann sich das Schaltjahr unter Umständen auf 54 Wochen erstrecken. Dies ist der Fall, wenn der 1. Januar eines Schaltjahres auf einen Sonnabend trifft, was 1944 zu verzeichnen ist. In 100 Jahren kommt dies nur einmal vor. Zuletzt waren die Jahre 1848, 1876 und 1916 solche „verlängerte“ Schaltjahre.

Das neue Jahr, das mit einem Sonntag endet, ist somit als ausgeprägteres Kalenderkuriosum zu betrachten. Ganz normal sind 1944 eigentlich nur die beweglichen Feiertage, wenn man vom Weihnachtsfest absieht. Ostern fällt diesmal auf den 9. April, während es 1943 auf den 25. April traf und 1945 auf den 1. April „zurückspringt“. Pfingsten können wir demgemäß im neuen Jahr am 29. Mai feiern. Es lohnt sich also, wie man sieht, sich mit dem sonderbaren Schaltjahr 1944 näher zu beschäftigen, das sich schon durch seine ungewöhnliche Länge von seinen Vorgängern unterscheidet.

Niederstetten, Kr. Mergentheim. (Sommerfallender Baum getötet.) Der 44 Jahre alte Landwirt August Bauer aus Niederstetten, Kr. Mergentheim, wurde bei Holzrückenarbeiten im Gemeindegelände von einem fallenden Baum tödlich getroffen.

Die Zuckerrübe die ertragreichste Pflanze

USA Schon um 1300 herum erscheint der Rohrzucker in deutschen Kochbüchern neben dem Honig als neuester Süßigkeitspendler, und es scheint ziemlich sicher zu sein, daß schon im Jahre 1573 in Augsburg die erste Zuckerraffinerie in Betrieb war. Aber dieser Kolonialzucker aus Zuckerrohr war nur für den Gebraucht der Reichen erschwinglich. So wendete sich in dem Europa des 17. und 18. Jahrhunderts die Gemütmittel der Tropen — Tee, Kaffee und Kakao — verbreiteten, die man nicht mit Honig süßen konnte, ohne den Geschmack zu verderben, desto höher stiegen Zuckerkonsum und Zuckerpriß. Es war deswegen ein sehr bedeutsames Ereignis, als der Berliner Apotheker Sigismund Marggraf der Preussischen Akademie der Wissenschaften eine Arbeit einreichte, worin er als Zuckerrohstoff die Runkelrübe vorschlug, mit der Begründung, in ihr sei „nicht nur ein zuckerähnlich Wesen, sondern wahrer vollkommener Zucker vorhanden“.

Marggraf der auch eine Gewinnungsmethode für den Rübenzucker ausarbeitete, hat die Ausführung seiner Idee nicht mehr erlebt. Erst sein Schüler Franz Achard konnte unter unglücklichen Mühen und Anfeindungen von Seiten der Zuckerimperture schließlich ernten, was er gesät hatte. Unter großen persönlichen Opfern richtete er auf dem gänzlich heruntergewirtschafteten Gut Kunern in Niederhessen die erste deutsche Zuckerraffinerie aus Runkelrüben ein. Der wäutende Kampf energischer Kaufleute, die schließlich sogar das Gerücht in die Welt setzten, der Rübenzucker sei ein giftiges Surogato, dauerte noch bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts an, als der verdiente Achard, der erste Deutsche, der in aufopferungsvoller Arbeit ein Monopol der bestehenden Rübenzuckerherstellung hatte, längst verarmt gestorben war.

Im Lauf der Zeit wurde durch sorgfältige Samen- und Sortenauswahl der Zuckergehalt der Rüben immer mehr gesteigert und auf diese Weise aus der Runkelrübe, die zu Marggrafs Zeiten nur etwa 2 1/2 % Z. Z. enthielt, die Zuckerrübe geschaffen, die heute einen Durchschnittsgehalt von 16 % Z. Z. besitzt, der in besonderen Zuchtversuchen schon bis zu 25 % Z. Z. gesteigert werden konnte. So wurde die Zuckerrübe die ertragreichste Pflanze auf europäischem Boden. In Deutschland zieht man aus einem Hektar Zuckerrüben den gleichen Nährwert wie aus 88 Hektar Roggen oder 32 Hektar Gerste. Dazu kommt, daß ein hoher Prozentsatz der Rüben auf hochwertige Futtermittel verarbeitet werden kann und daß sie im Krieg die einzige Zuckerquelle sind, die nie versiegen kann.

Der Zucker der Zuckerrübe und der Rohrzucker sind absolut gleich, sie sind dasselbe „chemische Individuum“, eine Tafelsäure, durch die allein schon alle Einwände der Zuckerrohrinkressen, es zunächst gemacht werden. Er besteht aus zwei Grundzuckerarten, dem Frucht- und dem Traubenzucker, und kann leicht in diese zerlegt werden, wenn man ihn mit verdünnten Säuren kocht. Man nennt diesen Vorgang „Invertieren“ und verwendet ihn auch technisch, zum Beispiel bei der Herstellung des Rumpanonies. Ein ähnlicher Vorgang findet auch im Körper statt, wo Speichel und Magensaft die Invertieren besorgen. Der dadurch entstehende Traubenzucker wird dann in der Leber zu Glykogen, dem wichtigsten energetischen Betriebsmittel des Körpers, aufbewahrt und dort auch gespeichert. Dieser Vorgang allein schon beweist, daß der Zucker nicht etwa ein Gemütmittel, sondern ein wichtiges und hochwertiges Nahrungsmittel ist, das rasch und nachhaltig auf den Kräftezustand des Körpers einwirkt vermag.

In keinem anderen Falle arbeiten Landwirtschaft und Industrie so eng zusammen wie bei der Rübenzuckerherstellung. Deswegen liegen auch die Zuckerraffinerien inmitten der weitgedehnten Rübenanbaugelände. Handarbeit ist bei der Ernte fast ganz ausgeschaltet. Maschinen, welche die Rüben zu gleicher Zeit ernten und entwürzeln, trennen das Erntegut in Zuckerrohstoffe und Bleichfutter. Endlose Eisenbahnhänge führen die Rüben den Fabriken zu, wo sie meist mit Hilfe von Wasserdruck entleert werden. Die Rüben werden in Waschküchen von Schmutz befreit und von Schälmaschinen in kleine, millimeterdicke Schnitzgerichten, die man in hintereinander angeordneten Batterien von Extraktionsapparaten (Diffusoren) mit heißem Wasser wässrig auslaugt. Ein Teil der entzuckerten Schnitzgerichte wird gepreßt und getrocknet, als Bleichfutter verwendet, ein anderer, mit der später als Rückstand bleibenden Melasse vermischt, als Melasse-Schnitzgerichte vertrieben.

Aus den „Diffusoren“ kommt ein Rohsaft von etwa 15 % Z. Z. Zuckergehalt, der aber noch mit anderen, wasserlöslichen Bestandteilen der Rübe vermischt ist, die unter Zufuhr von Kalk ausgetrieben und abfiltriert werden. Durch Eindampfen wird der

Dünnsaft in Dicksaft umgewandelt, woraus durch weitere Verdampfung der erste kristallinische Zucker gewonnen wird. Durch einen weiteren Kochprozeß entsteht eine zweite Kristallisation. Schließlich bleibt eine zähe, klebrige, schwarzbraune Masse, die Melasse, übrig, die aber immer noch neben verschiedenen Salzen bis zu 30 % Z. Z. enthält. Sie wandert heute meistens in Melassezuckerfabriken zur weiteren Verarbeitung auf Zucker, kann aber auch vergoren und auf diese Weise auf Alkohol oder Hefe verarbeitet werden.

Der kristallinisierte Rohzucker enthält neben 95 % Z. Z. Zucker noch Bestandteile, die seine Farbe und verschiedene andere Eigenschaften ungünstig beeinflussen. Davon wird er in den Raffinerien durch Auflösen, Kalkziehen und Filtrieren über Knochenkohle befreit. Schließlich wird er im luftleeren Raum in tiefen Vakuumkochen verdunstet und liefert das endgültige, reine weiße Erzeugnis, den Hutzucker, woraus dann alle anderen handelsüblichen Zuckerarten hergestellt werden.

Der außerordentliche Aufschwung der Zuckererzeugung in Deutschland ist nicht zuletzt zurückzuführen auf die gründliche wissenschaftliche Bearbeitung aller mit der Zuckerrübe und ihrer Verarbeitung zusammenhängenden Fragen in dem Zuckerkonsumforschungsinstitut in Berlin, der technisch-wissenschaftlichen Zentrale für die deutsche Zuckererzeugung.

Deutschland gehört heute mit einer Jahreserzeugung von rund 2 Millionen Tonnen zu den zuckerausführenden Ländern. Zudem schlug es mit der Einführung des Rübenzuckers in Europa die erste Bresche in die Front der britischen Kolonialmonopole, die in den letzten Jahrzehnten durch den indischen Indigo, die Treibstoffkohlen und den Bananenausschlag ganz bedeutend erweitert wurde.

Dr. Hermann Müller.

Altensteig-Dorf. Zur letzten Ruhe gebettet wurde am vorgangenen Sonntag Michael Friedrich Frey, der bis zur Eingemeindung von Altensteig-Dorf in die Stadtgemeinde Altensteig die Amtsgeschäfte des Bürgermeisters stellvertretend führte. Die große Beteiligung von nah und fern an der Beerdigung bezeugt die Wertschätzung, die der Verstorbene genoss.

Stuttgart. (Tödlischer Sturz.) Eine 64 Jahre alte Frau stürzte in ihrer Wohnung so unglücklich von einer Leiter, daß sie schwere innere Verletzungen erlitt, denen sie nach kurzer Zeit erlag.

Städt. Gemünd. (Eigenartiger Unglücksfall.) Die in einem Hinterhaus der Klarenbergstraße wohnende 72 Jahre alte Katharina Beria Waneck war vor ihrem in der Wohnküche stehenden Schrank auf einen Stuhl gestiegen, um vermutlich etwas auf dem Schrank Stehendes herunterzuholen. Die Frau besaß wahrscheinlich einen Schwindelanfall und wollte sich dabei am Schrank festhalten. Dieser fiel mit ihr nach vorne und über ein auf dem Tisch stehendes offenes Licht. Während die Frau bewußtlos auf dem Boden lag, gerieten sowohl der Schrank wie die Tischdecke in Brand. Da diese Decke weit über den Tisch herabhing, fielen verkokelte Reste ab, wodurch die Kleider der bewußtlosen Frau vom Feuer erfaßt wurden. Ein Nachbar wurde schließlich auf die harte Raucherentwicklung in dem Zimmer aufmerksam. Als man die Türe öffnete, fand man die alte Frau bereits verkohlt in dem raucherfüllten Raum vor.

Diebstahl eines Küchenchefs

Stuttgart. Als Chefkoch in einem Stuttgarter Gasthaus betrieb verübte der aus dem Elsaß stammende Eugen M. im Laufe von heben Wochen zum Raubel seines Arbeitgebers verurteilt Diebstähle an Lebensmitteln, weshalb er vor dem Amtsgericht zu erscheinen hatte. Wie seine Verteidigerin auslegte, gab er eines Tages beim Aufräumen seines Zimmers 12 halbe Pfundpatete Butter und 15 Konfektbüchsen in seinem Besitz; ein andermal waren es 15 frische Eier, einige Liter Öl, 10 Pfund Mehl und 15 Pfund Reis, die ihr lebhaftes Interesse erregten. Auch Wein, Pfeffer, Dosen mit Gemüse und anderen guten Sachen hatte der Angeklagte, der für freier Kellner eine gut bezahlte Stellung besaß, aus den Borräten seines Arbeitgebers abgezweigt, um sie mit seiner Gattin, einer Frau M., der er eine Stellung als Köchin in dem Betrieb zu verdanken gewohnt hatte, in vergnügten Nächten bei sich zu Hause verzehre. Das Amtsgericht Stuttgart verurteilte den unredlichen Küchenchef wegen sorgfältigen Diebstahls und Vergehens gegen die Berufsregelung zu vier Monaten 15 Tagen und seine mit angeklagte Gattin wegen fortgesetzter Hehlerei zu sechs Wochen Gefängnis.

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Dieter Laub in Altensteig. Vertrieben: Ludwig Laub. Druck u. Verlag: Buchdruckerei Laub, Altensteig. 3. Bl. Preisliste 2 gültig

Am Donnerstag, den 6. Januar 1944
fällt meine Sprechstunde aus
Dr. med. Polster.

Als Vermählte grüßen
Friedrich Schaible
z. Zt. bei der Wehrmacht
Frida Schaible
geb. Lehmann
Altensteig-Dorf
Ebershardt
3. Januar 1944

Du brauchst eine
Arankenversicherung?
Bauer
Mit unserem
Sondervertrag
„Bauernhilfe“
gibst du
Sicherung
Vereinigter
Arankenversicherungs-R.G.
München 22, Prinzregentenstraße 4
Propaganda mittels kostenlos und unverbindlich.
Vor- und Zinsen
Wahrung und Schutz

Suche guterhaltenen
Herren-Schlitten
zu kaufen.
Angebote an die Geschäftst.
Verkaufe eine hochtätige
Kalbin
zum Fahren geeignet. Kaufshe
auch gegen Einsteckrad.
[Johs. Reck, Michalden

An alle Selbstwascher!
Wissen Sie, daß auch Sie mit-
helfen können, wertvolle Wäsche
zu sparen? Sie merken es meistens
nicht, wenn Sie beim Reinigen
Ihrer Kleider in die Handtücher
schneiden. Heute, wo Wäsche kaum
erschwert werden kann, geht das nicht
mehr. Man hängt deshalb an den
Waschtisch ein altes Tuch oder be-
nutzt Papier. — Kennen Sie auch
die vielen anderen Schadensmög-
lichkeiten, die der Wäsche drohen?
Bitte verlangen Sie die kostenlose
Zusendung der Henkel-Lehrschrift:
„Wäscheschäden und Ihre Verhü-
tung“.
Bitte ausfüllen und (als Drucksaat) an
PERSIL-WERKE
Düsseldorf, Schließfach 345
Name:
Ort:

Gloria
Schuhpflege-
Präparate
Sparan
verwenden.
Dosen u. Flaschen
nach Gebrauch fest
verschließen. Die Gloria-
Präparate bis zum
letzten Saft auf-
brauchen.
Nur in Schuh- u. Leder-
Fachgeschäften.
Gloria-Werk, Köln-Hagen

„Krewel“
Garant guter
Arznei-Präparate
— seit 1893 —
Chem. Fabrik
Krewel-Lauffen G. m. b. H.
Ebn.

Eine saubere, 38 Woch-n-tracht.
Kalbin
Kostlich, leicht gewöhnt, ver-
kauft
Michael Brenner, Egenhausen
Stempelkissen
in verschiedenen Größen
schwarz und violett; sowie
Stempelfarbe
sind zu haben in der
Buchhandlung Laub
Veperhandlung und Bürobedarf